

Auf den Färöern

von ANNA SEÉ

NACH EINEM REISEBERICHT FRANZÖSISCHEN URSPRUNGS ALS "OP DE FARÖER" VERÖFFENTLICHT IN:

DE AARDE EN HAAR VOLKEN, GEÏLLUSTREERD MAANDBLAD.

Haarlem 1907, Seiten 273 - 280,
aus dem Niederländischen übertragen von DETLEF KNOP *

Landung in Trongisvágur — Tórshavn, die Hauptstadt des Archipels, Hafen und Stadt —
Ein bisschen Geschichte — Das geruhlsame Leben der Inselbewohner — Der Delfinfang —
Der Walfang — Verschiedene Ausflüge auf dem Archipel



Tórshavn an seiner kleinen Bucht

Bei bleichem Sonnenlicht, das wohl in etwa dem Mondschein glich, oder eher noch, wobei man die Sonne durch ein Dunst beschlagenes Bullauge wahrzunehmen schien, kam das Schiff, das mich in Schottland an Bord genommen hatte, auf den Färöer-Inseln an. Es sind abgelegene Inselchen und Basaltfelsen, unterhöhlt durch den Wellenschlag und durch die Brecher, die hoch aufschäumen, wenn sie auf die Klippen und die Uferkante treffen. Auf die Felswände haben verschiedene zeolithische Gesteine, aus dem Wasser abgesetzt, allerlei Figuren gezeichnet und haben Linien mit wunderlichen Einschnitten und Krümmungen über den Basalt gelegt. Entsprechend dem Wohlwollen der Winde hängen die Nebel einmal hoch, dann niedrig, breiten sich hier weit aus und fließen dort weit nach außen, um sich anderswo zusammenzurollen und sich dann wieder aufs Neue auszubreiten.

Trongisvágur, die Hauptstadt der Insel Suðuroy, ist der erste Anlegeplatz. Was ist hier nicht alles fremd und malerisch! Wägelchen ohne Räder, Badestübchen und kleine Archen Noahs aus schwarzem, gelbem oder braunem Holz. Weiß sind die Einfassungen der Fensterrahmen und Türen; das Dach besteht aus Heideplacken, ruhend auf einer dreifachen Lage von Buchenrinde. Einzelne Dächer aus gewellten Platten machen einen fremden Eindruck in der primitiven Landschaft. Bisher findet man diese übrigens erst bei den Schuppen, wo der Fisch verkauft wird, als ausschließliche Bedachung; aber man kann bereits den Tag vorhersehen, an dem alle Bewohner der Färöer sich zu diesen banalen Metallplatten verleiten lassen haben werden, die einen gegenwärtig überall langweilen, von den Polargebieten bis zu den Tropen.

Fast alle Dächer werden mit Ketten oder Tauen festgebunden, woran schwere Brocken Basalt befestigt sind, denn es kann hier fürchterlich stürmen; der Wind von den Felswänden zurückgeworfen und die Stöße aus der zweiten Hand sind von einer Kraft, die Unglücke herbeiführt, starke Männer kopfüber umwirft, Steine versetzt, Gebäude vernichtet und Schiffbrüche zuwege bringt.

Auf den Wiesen, wo Butterblumen und geruchlose Veilchen in Massen blühen, liegen entlang der hierdurch gehenden, neuerdings gebahnten Wege, überall Kabeljaue und Stücke von Delfinen zum Trocknen. Sie hängen als Girlanden an den Wänden der Häuser, an allen Schuppen wie Perlenschnüre aufgereiht und bleiben da Monate oder Jahre, bis die Kälte, der Wind und der Staub sie zäh genug gemacht haben, dass die Insulaner sie für essbar halten.

Ein bisschen neugierig und indiskret bin ich in ein eingeschossiges Haus getreten, wo in einer großen, düsteren Stube eine Frau, ein Kind und eine graue Katze damit beschäftigt waren, auf einen großen Kessel aufzupassen, in dem geschnitztes Delfinfleisch zusammen mit Kartoffeln kochte. Nur die Katze schaute einmal eben ins Hinterzimmer, um zu sehen, wer da war.

Dieser Gleichmut ist sehr charakteristisch; die Apathie, die Nicht-Neugierigkeit der Färingier liegt wohl ein wenig an Verdummung. Sie denken an nichts und setzen dabei ein Gesicht auf, als ob sie mit ganz ernsthaften Gedanken befasst wären ...

Nachdem das Dampfboot den Fjord, an dessen Ende Trongisvágur liegt, verlassen hat, fährt es zwischen Basaltinseln hindurch, auf denen die Zeolithe schillern wie Borsäure-Pailletten. Auf mehreren Inseln sind Aufenthaltsplätze der Vögel, sogenannte Vogelberge, wo Tausende, ja Millionen von den Vögeln nisten, die zu töten verboten ist: Lummen, *Seepapageien*, *so grotesk wirkend mit ihrem enormen roten Schnabel*, Sturmvögel, Möwen, Kormorane und Eiderenten. Auf den mit Gras begrünten Kämmen der Berge grasen und spielen wilde Ponys und Schafe.

Sieh, da weitet sich einer dieser zahllosen Wasserwege zu der Bucht von Tórshavn, wo zwar Strömung und Wirbelkolke den Zugang erschweren, die ansonsten aber ein vorzüglicher Schutzplatz für die Schiffe ist, die hier ihren Anker auswerfen!

Die Nebel, die uns seit den Shetland-Inseln begleitet haben, sind dichter geworden. Ein inländisches Boot hat sich uns genähert, gesteuert von einem Greis mit langem, weißen Bart. Als sein Boot erst einmal mit Passagieren gefüllt war, die es eilig hatten, ans Ufer zu kommen, fuhr er weg und verschwand langsam im Nebel in Richtung des Traumstädtchens, das sich in der Ferne matt gegen den undeutlichen und doch nicht abwesenden Horizont abhob.

Am frühen Morgen, als der Nebel sich etwas verzogen hatte, sahen wir Tórshavn liegen, wie ein Amphitheater hinter die kleine Bucht auf die Berge gebaut. Die Hauptstadt der Insel Streymoy und des ganzen Archipels ist nicht viel größer als die Stadt auf Suðuroy. Einige hundert Fischer wohnen hier in Häuschen aus geteerten und gefirnisten Bohlen, just wie die Menschen von Trongisvágur.

Tórshavn mit seinen 1600 Einwohnern ist der Sitz der Regierung. Der Sitz des Gouverneurs ist das größte Haus am Platz. Es ist ein steinernes Gebäude mit einem Pfannendach. Auf einer Anhöhe gerade außerhalb der Stadt liegt das britische Konsulat. Die englische Flagge flattert dort vor einem Haus, das nach Landessitte aus Tannen- oder Kiefernholz gebaut wurde, gestrichen mit finnischem Teer und einem Firnis.

England ist das einzige Land, das einen besoldeten Konsul hat, der angestellt wurde, um eventuelle Konflikte zwischen seinen Untertanen und den Einwohnern zu regeln. Die anderen Nationen haben nur Vize-Konsuln in Tórshavn. Der von Frankreich, der Herr Lützen, ist ein Kaufmann, ein sehr wohlwollender, freundlicher Mann, der gut Englisch spricht, aber kein Wort Französisch versteht. Zum Glück kann Herr Montagu de Villiers, der englische Konsul, sich in Französisch mit denjenigen unserer Landsleute unterhalten, denen Englisch fremd ist.

Herr Lützen empfängt die Menschen in seinem Geschäft voller Kaufmannsgüter von dänischer und englischer Herkunft und von inländischen Erzeugnissen: Teppichen, Vaðmal (*Loden*, d. Übers.) aus der Wolle von den Schafen des Landes, Strümpfen, Handschuhen, gestrickten Tüchern, Mokassins und Sachen aus Seehundsleder oder Schafsfellen.

Nah dabei ist der Hafen. Wie primitiv und schmutzig er ist! Er ist nichts anderes als eine kleine Bucht, die um nichts in der Welt den Anspruch auf den Namen eines Hafens erheben könnte. Kabeljauköpfe liegen haufenweise auf dem Boden herum, um zu verrotten. Unter einem Schuppen sieht man Stapel von

gelblich-roten Fisch-Hoden, die beim Fischfang als Köder dienen müssen. Das metallene Dach einer Fischtrocknerei ist mit kleinen aufgeschnittenen und ausgenommenen Kabeljauen bedeckt, weißliche Dreiecke mit einem grauen Querband, die aller unangenehmst riechen.

Alle hier denken an vergangene Zeiten, sowie sie sich der alten Sagen erinnern. Bis auf wenige Ausnahmen haben die Bewohner keinen Familiennamen, gerade wie in einer fernen Vergangenheit. Sie haben lediglich einen Vornamen, und ihres Vaters Name dient ihnen als Familienbezeichnung.

So heißen sie Hanssen, Jenssen oder Arnoldsen, Sohn von Hans, Jens und Arnold. Die am meisten vorkommenden Vornamen sind Olaf, Jakob, Peter, Ole, Bille, Nils, Andreas, Jens, Isak, Harald; und für die Mädchen: Nicline, Elsa, Conradine, Karen, Thurid, Olifa, Sigrid, Olewine, Gudrid, Gudrun, Maren, Astrid, Borgil. Das alles ist nur allzu genug, um jemandem das Gefühl zu geben, dass er in einem fremden Land ist.

Was für ein schweres, eintöniges Leben doch die Einwohner haben, und wie ärmlich und einfach es ist! Sie halten kein anderes Vieh als Schafe, deren Lämmer ihnen durch die Raben streitig gemacht werden, die in Scharen auf der Insel leben. Es gibt keine Ställe, und die Tiere bleiben immer in Freiheit draußen.

So geht es auch mit den Ponys zu, die ungezähmt sind. Sie werden dann auch nicht geritten und vielleicht hat man es wohl auch nicht probiert, sie zu dressieren; denn auf Island lassen sich die kleinen Pferdchen der selben Rasse gut bereiten und sind sehr willig. Auf den Färöern tun sie höchstens Dienst beim Transport von Torf und Fisch, womit Kisten gefüllt werden, die dann an groben Packsätteln festgebunden werden. Zum größten Teil sind die färöischen Ponys Tiere, die weder nützlich noch schädlich sind und die über die Heiden und Flächen traben, ohne dass sich jemand um sie kümmert.

Die Schafe haben ihren Namen den Inseln gegeben, denn das Wort bezeichnet „Schafsinseln“. Laut vieler Etymologen soll der Name „Ferne Inseln“ bedeuten.

Dr. Bourel-Roncière sagt, dass die Färöer seit mindestes zwanzig Jahrhunderten bekannt sind. Jedenfalls berichtet Plinius darüber und nennt sie Elektriden oder Ultima Thule. Aber man muss zugeben, dass über diese graue Vergangenheit nur sehr wenige Dokumente vorhanden sind.

Im Mittelalter landeten hier die Normannen, und sie waren es vermutlich, die dort die Schafe einführten und zurück ließen, um da für ihre Raubzüge Vorrat nehmen zu können.

Die Nachkommenschaft dieser stolzen und kühnen Seeräuber ist wohl aus der Art geschlagen. Der heutige Insulaner ist einzig darauf bedacht, seinen Lebensunterhalt zu sichern und ist, sich festklammernd an Jahrhunderte alten Gebräuchen und am alltäglichen Schlendrian festhaltend, jeglichem Fortschritt völlig abgeneigt. Was die Väter gemacht hatten, war gut gemacht; was hat man neue Erfindungen nötig, die möglicherweise etwas Besseres, aber ebenso gut auch etwas Schlechteres bringen könnten?

So gehen die Färinger in kleinen Segelbooten von zierlicher aber sehr altertümlicher Gestalt auf See; sie bedienen sich Gerätschaften zum Fischen, wie sie ihre Vorfahren auch verwendeten, Schwimmer, Leinen, Netze - während die Trawler aus Grimsby, Hull und Aberdeen allerlei perfektioniertes Fanggerät gebrauchen. Aber das Letztere schadet doch sehr, denn während sie damit im Überfluss Hering und Kabeljau fangen, reißen sie auch den Pflanzen-Nachwuchs vom Meeresgrund los und vernichten auf diese Weise Millionen von Eiern, die dort durch die Fisch-Weibchen abgelegt wurden.

Die Eingeborenen sehen die Fremden nicht mit freundlichen Augen an; sie sehen in denen, die zu ihnen kommen, um sich bei ihnen zu verpflegen, Menschen die sich bereichern. Und so behandeln sie gerade die tüchtigen Fischer, die sie nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen mit einer Ausbeute von wohl dreihundert bis tausend Pfund Fisch wegziehen sehen, wie Diebe und Räuber.

Um vorzubeugen, dass die Gewässer bei den Färöern all zu sehr abgefischt werden, hat die dänische Regierung eine Anordnung erlassen, dass man nicht in einem kürzeren Abstand als drei Meilen von der Küste fischen darf; als Strafe wird die Beschlagnahmung der Fanggerätschaften, des gefangenen Fisches und eine Geldbuße von zwanzig bis vierhundert Kronen (eine Krone ist ungefähr 70 Cent holländischen Geldes) angedroht. Das Gesetz vom 8. Juli 1902 hat die Buße von 200 auf 2000 Kronen erhöht, im Wiederholungsfall auf 4000 Kronen mit Konfiszierung des Bootes.

Das Leben der Inselbewohner ist hart, aber sie sind nicht sehr zu beklagen, denn da sie von einem anderen Zustand als dem, den sie erleiden, keine Vorstellungen haben, können sie keine Vergleiche anstellen, aus denen sich ableiten ließe, wie mühsam ihr Los ist.

Hochbetagte Leute erinnern sich noch wie in einem Alptraum an die damalige Zeit der Unterdrückung, in der ihre Großeltern ein elendes Leben führten. Die Färinger wurden nämlich für einen lang andauernden Teil ihrer Geschichte unterdrückt. Die Oberherren tyrannisierten und beuteten sie aus; es galt das Verbot, bei Strafe von Gefangenschaft und hohen Bußen, irgend etwas außerhalb der Geschäfte der Regierung zu kaufen, zu verkaufen oder zu tauschen.

Das Elend war groß. Die königlichen Kaufleuten forderten hohe Preise, bezahlten aber für die inländischen Produkte lächerliche Summen; und da die teuren Güter, die sie selber verkauften, für den Lebensunterhalt notwendig waren, waren die Bewohner wohl genötigt, die durch die Unterdrücker gestellten Konditionen anzunehmen, sodass sie, obwohl sie wie Zwangsarbeiter schufteten, ein armseliges Leben führten. Zuerst trotzten sie ihren Vorgesetzten und rebellierten gegen die drakonischen Gesetze, denn die Belastungen, so wie sie waren, berechtigten zu Widerstand und Aufruhr; doch streng mussten sie für jeglichen Versuch büßen, eine gewisse Unabhängigkeit zu erlangen.

Damals hatten sich die Insulaner Güter von fremde Matrosen liefern lassen, verbargen die Waren unter den Dächern, unter Treppenstufen oder in Mauernischen. Wenn aber diese Verstecke entdeckt wurden, strafte man die Ungehorsamen, als ob sie eine Missetat begangen hätten. Und in ihrer Entmutigung ließen sich die Nämlichen aufs Neue berauben.

Es dauerte bis 1874 ehe der Handel frei wurde. König Christian von Dänemark hat alle beschwerende, ungerechtfertigte Zahlungen abgeschafft. Gegenwärtig haben die Färinger nicht zu klagen. Sie werden weise besteuert, und ihre Freiheiten werden respektiert. Die dänische Regierung sendet einen Gouverneur oder Amtmann hierhin, einen Sorenskriver (*d.i. ein Landesrichter - d.Übers.*) und andere Beamte. Die Ärzte und Apotheker sind auch Dänen, und Kopenhagen soll wahrscheinlich zu einer Installation des Marconi-Telegraphen beitragen, der hier auf Initiative einer englischen Gesellschaft aufgestellt werden soll.

Aber die Bewohner fühlen sich immer noch gedrückt und gehen gebeugt unter den vielen ihnen früher zugefügten Schlägen. Die lang dauernde Verfolgung hat ihnen einen unauslöschlichen Stempel von dumpfer Unterworfenheit aufgedrückt, etwas Verschrecktes und Wildes wie bei einem geschlagenen Hund, das man bei Personen bemerkt, die von Generation zu Generation unter schweren Entbehrungen leben mussten und unbarmherzig erzogen wurden.

In Ländern, die wenig von Fremden besucht werden, wecken einzelne Reisende, die hierher kommen, gewöhnlich die Neugier der Bewohner. Zumindest die Kinder benehmen sich lästig, laufenden Fremden hinterher und blicken sie von allen Seiten bemusternd an. Auf den Färöer-Inseln ist man wohl fern davon, sie wie eine Besonderheit anzustarren; es sieht so aus, als ob man ihre Anwesenheit überhaupt nicht bemerkte! Sanft und verscheut, gefällig und unscheinbar, schüchtern und ängstlich lassen sie, wenn sie an ihnen vorbeigehen, eine Art von Gebrumm hören. Man fragt sich, welche Verwünschungen sie bei diesem feindlichen Ton und mit diesem bösen Gesicht, das einen zu hassen und zu bedrohen scheint, wohl murmeln könnten. Und dann ist man aufs höchste überrascht zu erfahren, dass sie nur freundlich sein wollten und dass sie einfach „guten Tag“ gesagt haben. Aber das erfährt man von jemand anderem, denn deren eigene Sprache versteht man nicht; diese Art von Skandinavisch ist unverständlich für den, der es nicht besonders studiert hat.

Der Mangel an Kommunikationsmöglichkeiten mit der übrigen Welt trägt nicht wenig dazu bei, sie so rückständig zu halten. Außer einzelnen norwegischen Dampfbooten, die Bauholz und Steinkohle bringen, ist der Transportdienst in den Händen dänischer Postschiffe, deren Tarife viel zu hoch sind. Es ist zu erwarten, dass die Engländer ihnen Konkurrenz machen werden, sodass es für die dänischen Gesellschaft nötig wird, ihre Tarife zu ändern. Jetzt bezahlt man noch für ein Fass Petroleum, von Schottland nach den Färöern versandt, fünf Schilling; und Metall, Salz, Mehl, Tee, Kaffee, Margarine, Käse, Konserven, Streichhölzer, werden zum gleichen Tarif bezahlt. *Zum Glück gibt es noch keinen Zoll, außer auf Alkohol, der schwer belastet wird, da das Mutterland auf diese Weise die Vergiftungen durch Aquavit und starke Liköre eindämmen will.*

Auf diesen Inseln ist niemand reich, aber es kommt auch niemand vor Hunger um. Geld sieht man hier übrigens fast nicht. Jeder Insulaner hat das Recht auf einen Zipfel Land, worauf er für die Zeit, dass er an die Ehe zu denken beginnt, sich selber eine Wohnung baut. Das ist zwischen dem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Lebensjahr. Außer den Torfsoden und den Basaltbrocken, die sie am Ort finden, gebrauchen sie dafür etwas Holz und Metall, das sie gegen Wolle, Fisch und Vögel eintauschen. Jeder hat ein kleines Feld, ein Stück Heide und einen Teil Torfmoor.

Da sie noch keinen großen Begriff von Geld haben und ein gewisses Misstrauen sowohl gegen Metall- als auch Papiergeld hegen, haben sie allerlei Dinge, die als Standard und Wertbemessung dienen. Der Vaðmal, der selbstgewobene wollene Stoff, ist ein bestimmtes Gewicht an Fisch wert und eine bestimmte Anzahl an Federn oder Eiern. Die Raben gelten auch als Münzeinheit, denn wegen des großen Schadens, den sie an den nützlichen Vögeln anrichten können, werden Prämien dafür ausgelobt, sie zu töten, und der Schnabel eines Rabens ist so zur Zeit eine gewisse Marktware. Es wurde mir erzählt, dass schon seit langer Zeit der Zugang zum Tanzsaal mit diesem sonderbaren Preis erkaufte wird. Ein gewisser Dr. Labonne schreibt, dass jeder Fischer vor der Einführung der Gewehre angehalten war, am Sankt-Olafstag beim Gericht zwei Rabenschnäbel abzuliefern, oder er musste ein Bußgeld entrichten, das als Rabenbuße bekannt war.

Es gibt nicht viele Gelegenheiten zur Erholung. Der Sonntag, an dem protestantische Strenge alle Arbeit verbietet, ist der Tag, an dem sie sich am meisten langweilen; sie gehen dann mit schwingenden Armen die Pfade entlang, die die Häuschen und Gärten voneinander trennen. Oder vielleicht sitzen sie am Strand und schauen unter dem wachsamen Auge eines dickbäuchigen Polizeibeamten in die Ferne.

Doch die Jugend sucht Ablenkung. In den Zehn-, Sechzehn- oder Zwanzig - Mann - Ruderbooten fährt man zu Ausflügen in die Umgebung hinaus. Abends kommen die jungen Leute zum Tanz in einem Saal zusammen, der Herrn Restorff, einem Bäcker und Konditor gehört.

Die ganze Bevölkerung, die blond ist und farbenfroh aussieht, ist in dem dunklen, kleinen Ballsaal beisammen. Sie tanzen, oder eigentlich drehen sie sich, im Kreis — ohne Orchester, nicht einmal mit einer *Fiedel* oder einem Akkordeon! Männer und Frauen halten sich an den Händen beim Gesang alter, traditioneller Sagas, *in denen die Helden, die Götter und die Wikinger gefeiert und die Walhalla, wo Walküren die Asen mit Met und dem nie versiegenden Fleisch des wilden Ebers Sæhrimnir bewirten, besungen werden.*

Die Frauen, die von *mittlerer und eher kräftiger Statur* sind, tragen ein Kleidchen aus selbst gewebtem Vaðmal, einer Art Flanell, und haben entweder ein gestricktes Tuch um den Kopf oder einen Strohhut auf, wobei die Kugel von einem grünen oder braunen Band umgeben ist. Die Männer tragen eine Weste mit metallenen Knöpfen, eine Lodenhose, Sandalen aus Seehundsleder oder Schafsfell. Ihre Kopfbedeckung ist mühselig zu beschreiben: Jeder trägt sie, wie es ihm gefällt; einmal faltet er seinen Hut als Schiffchen oder Polizistenmütze, dann wieder als hohen Zylinder eines Postkutschers, dann als phrygische Mütze einer neapolitanischen Kopfbedeckung. Wenn die Melodie traurig ist, tanzen sie langsam, und wenn die Musik fröhlich ist, wie bei einem Liebeslied oder einem Triumphgesang, rennen sie und ziehen sich einander mit. Das gleicht mehr einem würdevollen Dienst, der mit großem Ernst ausgeführt wird, als dem Vergnügen, den eine Gruppe junger Leute hat.



Eine färöische Frau beim Spinnen der Wolle

Bei zwei Gelegenheiten zeigen die Färinger viel Lebenskraft und geben den Beweis von Tapferkeit und Energie. Aber dann gilt es auch nur ihrem Lebensunterhalt.

Ihr altväterlicher Instinkt kommt zu Tage, wenn sie an die Fuglabjörgini oder Vogelberge gehen.

Um die steilen Felswände zu beklettern, machen die Nest-Absucher Gebrauch von in Haken oder Schlingen endenden Tauen, an denen sie sich von Terrasse zu Terrasse schwingen; sie gehen ganz nah an die tiefen Grotten, in denen sich die Vögel verstecken, heran, um die Eier und Daunen einzusammeln. Das ist eine gefährliche Arbeit, und man läuft fortwährend Gefahr, sich Arme oder Beine zu brechen.

Doch vor allem bei dem großen Fang von Delfinen fühlt sich der Bewohner der Färöer in seinem Element; seine überschwängliche Fröhlichkeit formt dann einen starken Gegenpol zu seiner gewohnten

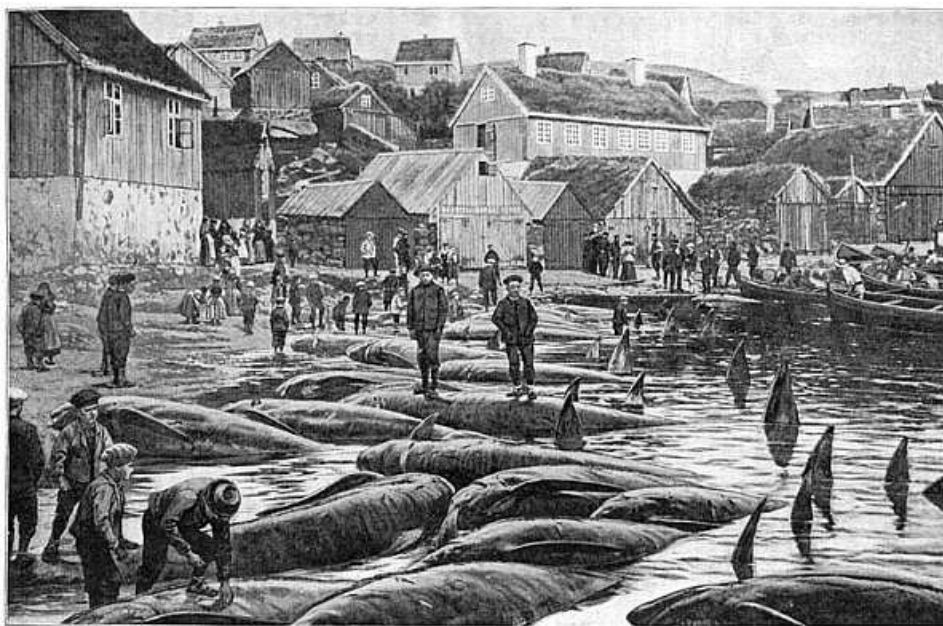
Geruhsamkeit. Die Jagd auf die Delfine erfordert vielleicht weniger Flinkheit und Behändigkeit als der Vogelfang, jedoch noch mehr Kraft und ebenso viel Kaltblütigkeit.

Gewöhnlich zwischen Juni und September erscheinen in den Gewässern der Färöer Gruppen von Delfinen, nach denen Männer, die auf den höchsten Felsen postiert sind, fortwährend Ausschau halten.

Die großen Tiere schwimmen in Schulen von wohl zwei- drei- oder vierhundert gegen den Wind ein, wobei sie von den ältesten und erfahrendsten Männchen angeführt werden.

Große Stapel aus Torf, alten Fischgräten und öligen Federn der Sturmvögel werden dann auf den Gipfeln der Felsen angezündet, damit die Bewohner der Inseln erfahren sollen, dass die Delfin-Schulen in den Gewässern der Inseln angekommen sind.

Alle haben die ganze Zeit nur auf diese Gelegenheit gewartet. Jeder sucht schnell seine Siebensachen zusammen, die für das so lang ersehnte, große Ereignis allzeit bereit liegen; und alle erledigen Vorbereitungen für den großen Kampf. In diesem besonderen Fall ist es ein Leben von wichtigster Geschäftigkeit, und sie müssen den Rückstand von langen Monaten der Ruhe aufholen. Im Übereifer weg zu kommen verlieren sie noch Zeit; und unaufhörlich stoßen sie den Ruf aus: „Grind! Grind!“ (das bedeutet Delfine), der von allen Seiten durch Echos wiederholt wird.



Die Kadaver der Delfine, jeder ungefähr sechs Meter lang, werden an den Strand geschoben

Alles muss schnell gehen, denn wenn sie nicht in einer Viertelstunde zur Verfolgung bereit sind, laufen sie Gefahr, die Spur zu verlieren. So haben sich die Jäger in wenigen Minuten, nachdem die Feuer an allen Kanten entzündet wurden und ihr Signal abgaben, ihr Ölzeug angezogen, ihre Waffen, wie Harpunen, Messer, Stangen und Haken, in Bereitschaft gebracht und einigen Vorrat eingepackt.

Frauen, Kinder und Alte helfen bei der Abfahrt mit. Die Kinder schreien vor Aufregung. Die Frauen stecken noch rasch etwas Seehundfleisch, Branntwein und einzelne Schnitten rohen Fisch oder Schaffleisch in die Vorratssäcke. Unterdessen sehen die Großväter, die zu schwach sind, um am Kampf teilzunehmen, wie die Greise bei Homer, mit Wehmut den vergangenen Dingen zu; weisen diejenigen, die an dem Fest teilnehmen werden noch zurecht, dass sie sich nicht mehr zurücklegen sollen, als ihnen zusteht.

Die Männer lösen die Taue, mit denen ihre Boote am Ufer festgemacht waren, und unter dem Gesang geeigneter Lieder geben die Ruderer kräftig ihr Bestes. Sie folgen alle dem Boot dessen, der als erster die Delfine entdeckt und sie den Insulanern gezeigt hat. Das Boot, das an der Spitze des Mastes nach Art einer Flagge ein altes Kleidungsstück oder einen anderen Lappen hängen hat, fährt in unbekannte Richtung, die ihm selber auf geheimnisvolle Weise gezeigt wird: durch eine mehr oder minder ungewohnte Bewegung des Meeres und durch das Getöse großer atmender und schnaubender Tiere.

Die Delfine flüchten verwirrt, unfähig unerkannt von ihren Verfolgern zu bleiben, die sie eng umzingeln und in das Ende eines Fjordes entweichen lassen.

Sind sie dort in der Falle, lässt man sie in Ruhe, und sie dürfen fröhlich mit dem beruhigenden Gefühl herumschwimmen, einer unbekanntem Gefahr entkommen zu sein. Die Boote, die sie zunächst nah eingeschlossen hatten, scheinen nichts Böses mehr im Sinn zu haben; aber inzwischen sind die Fischer eifrig damit beschäftigt, den Zugang zu schließen, sodass es keinen offenen Fjord mehr gibt, sondern einen See, ein abgeschlossenes Feld, auf dem das Gefecht stattfinden, oder besser: wo die Mordpartie beginnen soll; denn nun sind alle Delfine dem Tod geweiht.

Als sie die Häuser des Dorfes sehen, den grauen, sandigen Strand und die Menschen, die dort stehen um zu kucken, machen die großen Tiere einen Rechtsschwenk und schwimmen mit einer Serie von Sprüngen und Purzelbäumen flugs weg aus dem gefährlichen Bereich. Dann sehen sie sich plötzlich vom Weg abgeschnitten, und während sie, verschreckt und desorientiert, nicht wissen, ob sie wieder umkehren sollten, tätigt der Führer des vordersten Bootes den ersten Harpunenstoß.

Die Delfine sind verängstigt. Ihre schweren Flossen schlagen lebhaft hin und her und bringen die See zum Kochen und die Boote ins Wanken.

Es wird nun nicht mehr gesungen, und man hört nur noch den Schrei: „Stick! Stick!“ - das bedeutet: „Getroffen, getroffen,“ ausgestoßen von Männern, die ohne Unterlass mit ihren Harpunen stechen, mit Stangen schlagen und zu ihren Messern greifen. In dem wütenden Kampf fühlen sie keine Strapazen, vergessen zu schlafen und zu essen und, sich an Mordlust ergötzend und dabei immer wieder ihr Kampgeschrei: „Getroffen! Getroffen!“ beginnend, töten sie alle.

Allein die Begeisterung der Spanier für ihre Stierkämpfe kann einem eine Vorstellung von der Aufregung der Färinger während des Mordens an Legionen von Delfinen vermitteln, ein mörderisches Schauspiel, das zuweilen zwei oder drei Tage dauert.

Die Delfine beginnen den Todeskampf. Ihre Haut, die sehr ölhaltig ist, färbt sich purpurrot vom Blut, das aus ihren abscheulichen Wunden fließt. Ihre Zuckungen bringen das Wasser des Fjordes in Bewegung, und es gehen hohe Wallungen. Ihre Flossen bewegen sich mit einer Kraft, die durch Wut und Schmerz verzehnfacht wird, sodass mehr als ein einziges Boot umgeworfen wird. Aber die Inselbewohner, sonst so gutwillig und dienstfertig, bemerken kaum die Gefahr, in der sich ihre Kameraden befinden. Ihre Schreie, dass sie ertrinken und durch einen Schlag von einer Delfinflosse getötet werden könnten, werden durch das fürchterliche „Stick! Stick!“ in dessen endloser Wiederholung überstimmt. Die Hilferufe, die zwischen den Todesschreien der großen, sterbenden Monster wiederhallen, sollten eine beeindruckende Erinnerung an diese tragischen und emotionsgeladenen Tage behalten.

Dann werden die Kadaver endlich an den Strand geschoben, jedes Tier ungefähr sechs Meter lang. Unter Aufsicht des Gouverneurs und des Sysselmannes, des Bürgermeisters, werden sie nummeriert, indem Ziffern auf ihren glatten Rücken geschnitten werden. Danach schneidet man die Leiber in Stücke und geht zur Aufteilung des Fleisches über; es wird etwas verschenkt an die Geistlichen, an alte Menschen, die Witwen und Waisen. Nachdem jeder der Insulaner seinen Anteil bekommen hat, wird der Rest zu vier Öre pro Pfund verkauft. Der Erlös aus den Häuten, dem Tran und dem Speck kommt denen zu, die an dem Kampf teilgenommen haben.

Die Leute nehmen Körbe voll von dem schwabbeligen und pappigen Fleisch mit; jeder trägt etwas davon, selbst die kleinen Kinder, die mit einem Eimer oder Körbchen angeschleppt kommen, derweil auch die Boote mit dem roten Fleisch beladen werden, das die Männer in größere und kleinere Stücke schneiden. Eine Wolke von Raben und Seevögeln kreist als stetige Belagerung über diesem Schauspiel in der Luft, wobei jeder Vogel kreischend einen Teil der Beute im Auge behält. Die Boote fahren dann in ihre Herkunftsfjorde. Nun gibt es keine tolle Jagd mehr; im Gegenteil: Sie fahren langsam, schwer beladen mit der Beute. Hinzu kommt nun die Reaktion auf die Stunden des leidenschaftlichen Rausches: die Männer rudern träge und fühlen die Last der Erschöpfung. Um einander Mut zuzusprechen, fangen sie wieder an zu singen, aber der eintönige Rhythmus bringt keine Aufmunterung.

Ruhe und Stille herrschen nun in dem Fjord, wo der Kampf stattgefunden hat. Das Wasser ist nachher noch viele Kilometer im Umkreis rotgefärbt, und der Strand sieht von all dem vergossenen Blut schwarz aus. Die Luft ist verdunkelt durch die Truppen der schreienden Vögel, die auf dem Abfall äsen.

Manchmal werden, vor allem in Sørvagur, die Delfine den Strand hinauf gejagt, und die Mordpartie findet am Ufer und nicht auf See statt. Es ist hier eigentlich ein Schlachten, kein Kampf, und für die Männer ist es weniger gefährlich, denn an Land ist der Delfin völlig unschädlich und bleibt bei den Schlägen und Stichen, die man ihm zufügt, so gut wie wehrlos.

Weniger laut und auch weniger leidenschaftlich ist die Jagd auf Walfische, die hier durch sieben kleine norwegische Dampfboote mit einer Gesamt-Besatzung von 140 Leuten ausgeübt wird. Sie kommen im Vorjahr, verbleiben im Sommer auf den Färöern und kehren im Herbst, wenn die Tage kürzer werden, nach Skandinavien zurück.

Der Matrose im Ausguck kündigt den Walfisch an, sobald er ihn am Horizont ausmacht. Dann sind sofort alle auf ihrem Posten, und wenn der richtige Augenblick gekommen ist, schießt eine kleine Kanone den langen eisernen Haken ab, der wie die Harpune mit Sägezähnen versehen ist, und der mit Vorliebe auf die Massen weichen Fleisches rund um die Kiemen abgeschossen wird.

Dreihundertneun Walfische wurden auf diese Weise im Jahre 1902 erlegt, die zusammen nicht weniger als 16200 Hektoliter Tran erbrachten.

Die Stationen für den Walfang liegen in den tiefen, Einbuchtungen der Küste, *den Fjorden*. Dort werden die riesengroßen Tiere zerlegt, *und dort wird* das Fleisch von den Knochen entfernt. Die Zerleger, die eiserne Stifte unter den Stiefeln haben, um nicht all zu sehr auf dem glatten Tier auszurutschen, hauen Treppen in das Fleisch und den Speck und ziehen dann die Haut in Streifen ab, indem sie bei den Augen anfangen.

Die Wale bringen recht viel ein. Außer der Haut, dem Speck, dem Tran und den Barten, die nach Christiania (*heute: Oslo - d. Übers.*) und Stavanger verschickt werden, wird das Fleisch noch als Viehfutter gebraucht, wenn die Schafe im Winter unter der dicken Schneedecke nichts zu fressen finden. Die Knochen und der Abfall werden als Dünger gebraucht..

Die Walstationen bringen sehr schädliche Dämpfe in die Atmosphäre und verpesten die gesamte Umgebung. Die verrottenden Teile verseuchen die Luft, verderben das Wasser des Fjords und Ebbe und Flut bringen die schädlichen Keime überall hin. Tiere werden hierdurch vergiftet; kein Fischchen bleibt in den Fjorden am Leben, wo Walstationen eingerichtet wurden, und selbst die Zahl der Seevögel ist hier kleiner. Die Vögel, die sich über das Aas hermachen, Raben und Krähen, angelockt durch den Gestank von verrottendem Fleisch, vermehren sich hier stark und verjagen die anderen Vögel.

Die Behörden auf den Inseln kümmern sich nicht darum; man beschützt die Vögel sorgfältig vor den Jägern; man versucht den Fisch vor den Schleppnetzen zu schützen, aber man lässt es zu, dass sich die Norweger dieser ungesunden Industrie widmen und dass sie ihre Walstationen unterhalten, die die beiden großen Industrien der Färöer beeinträchtigen, nämlich den Fisch- und den Vogelfang, die Quellen des nationalen Reichtums. Die Steuer von 50 Kronen, die hier für einen Walfisch von 36 Fuß Länge mindestens bezahlt werden muss, ist bloß eine magere Vergütung für diesen Nachteil.

Ich habe in einem Boot, bei dem sich die Bauweise seit der Zeit der Wikinger wenig geändert hat, mehr als einen interessanten Ausflug durch den Archipel gemacht. Eine Mannschaft von zwölf Ruderern in braunem Lodenzeug zieht an den schmalen Riemen. Man fährt zwischen wunderlich geformten Inseln hindurch, die hier wie bucklige Walfische mit Kaimanrachen aussehen oder auch wie Nashörner, die auf Nilpferde geklettert sind. Vorspringende Halbinseln erinnern an Tiere, die einen anfallen könnten und in der Tiefe des Meeres lauern, derweil ihre schweren Rücken aus dem Wasser ragen und mit dunklen Farben die Dickhäuter verkörpern.

In den Spalten der Felswände wachsen Fettpflanzen und Moose, und große steinerne Absätze laufen durch die Weiden, derweil überall Klüfte und Einschnitte gaffen. Manchmal sah ich Ansiedlungen, die völlig Trongisvágur und Tórshavn gleichen: Schattenlos auf den Hügeln oder in der Tiefe der Fjorde liegend, manchmal nur aus ein paar bunt gestrichenen Häusern mit Dächern aus Grassoden bestehend, ein kleines weißes Kirchlein dabei und einigen Schuppen, um Fisch zu trocknen und zu salzen.

Aus dem Boot sahen wir hier und da auch rauhaarige Pferde mit einem rötlichen Fell und Schafe mit gämsenhafter Flinkheit, die nur kurz mit dem Grasen innehielten, um uns vorbeifahren zu sehen. Die Schafe verloren gerade ihre Wolle; der Hals war schon kahl, und aus der Ferne fragte man sich, was denn das für Tiere seien mit diesem haarigen Körper und einem kahlen Hals wie bei einem Geier oder einem Kampfhähnchen.

Bei Sørvagur sind die Felswände farbiger, sie sehen aus wie mit Schwefel und Blut angestrichen. *Wasserfälle stürzen die Hänge hinab und nagen an der Steilküste*. Hinten in der Bucht ist eine Walfischstation, wohin man die in der Umgebung getöteten Tiere schleppt.



Ein Nest-Absucher auf den Färöern

An dem Tag, als ich nach Sørvagur kam, hatte man hier gerade das Fleisch von den Gerippen verschieden großer Walfische gelöst.

Über den Fußweg, der an die Weide grenzt und der von der Station zum Dorf führt, kamen Männer angelaufen, alle in einer Reihe hintereinander. Sie waren in das nationale Lodenzeug gekleidet und trugen die blau und rot gestreifte Mütze, die man doch noch am meisten sieht. In ihrem Gürtel, in einer Scheide aus Schafsfleder, steckte das Delfinmesser. An einem Riemen, der über ihre Stirn lief, hing *als Kiepe* auf ihrem Rücken ein hölzerner Kasten — die Fischerfrauen in der Umgebung von Edinburgh tragen ihre Fischkörbe auf diese Weise, die ihnen die Kraft eines Tragtieres abverlangt.

Nach Hause gehen sie, Walspeck mitnehmend, mit gebogenem Rücken, die Arme wie Henkel zu beiden Seiten des Kopfes gekrümmt, die Hände über dem Kopf gefaltet, stark und langsam voranschreitend wie schwer beladene Tiere, die mechanisch, fast wie im Schlaf, ihre Arbeit tun.

Als ich eines Abends aus Argir, einem früheren Aussätzigendorf, kam, hab ich auch den Friedhof besucht, der voller Kamille, Kornblumen und Schlüsselblumen stand. Man findet hier einzelne jener Denkmäler, auf die das Kleinbürgertum großer Städte besonderen Wert legt, die meisten Gräber sind aber einfache mit Gras bewachsene Grabhügel, auf denen manchmal nach Art des Steines ein durch die Familie platzierter Blumenkasten steht.

An einem anderen Tag bin ich, um nach Kirkjubøur zu gehen, drei oder vier Stunden durch magere Weiden unterwegs gewesen, ohne dass ich ein anderes Wesen getroffen hätte als eine sehr alte Frau, eine arme Schluckerin, die die Laufbotin zwischen Tórshavn und Kirkjubøur ist. Sobald ich in der Ferne Menschen in dem Torfmoor arbeiten sah, ging ich auf sie zu.

Auf die Weise eines Spatens gebrauchen sie ein sehr unbequemes, *zu zierliches* Instrument, eine Art Ruderriemen oder Kricketschläger mit einer eisernen Schneide. Es kommt Rauch aus den Haufen, die zum Trocknen aufgestellt sind. Die großen Kinder helfen *ihren Eltern*, und die kleinen schauen zu. Da ist ein Baby namens Inge, *dem man lächerlicherweise die Mütze eines Küchenjungen aufgesetzt hat* und das den übermenschlichen Versuch unternimmt, einen Brocken Torf zu einer Kiste zu schleppen, die ihm unbesteigbar hoch erscheinen muss.

Jenseits des Moorgebiets und der düsteren Grasflächen betrat ich Teppiche von hohem Moos und verblühter Heide. Kein Zittern von Insekten, kein Wegfliehen von Eidechsen oder Salamandern, und keine anderen Tiere außer *großen rotschnäbligen* Elstern störten die Ruhe der einsamen Wüstenei.

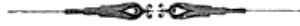
Endlich kam ich in Kirkjubøur an, das aus nichts anderem besteht als aus der Ruine einer gotischen Kirche, einem Kapellchen, das von außen weiß *und innen blau gestrichen* war und einem Bauernhof.

Der Hof, der dem Anschein nach im dreizehnten Jahrhundert durch Bischof Hilarius bewohnt wurde, ein Prälat, der sich vorgenommen hatte, hier die Basilika für die Inselgruppe zu bauen, ist sehr eigenartig: Das Eingangstor und die Umzäunung sind aus Delfinköpfen sowie aus Kinnladen und Wirbeln von Walen gemacht. Das Haus besteht aus übereinander gestapelten Baumstämmen. Die Türen sind grob bearbeitet; die Möbel sind *unkultiviert* und naiv, aber *in Manier der Messbuch-Illustratoren* doch angemessen bemalt: *Kavaliere und Damen unterhalten sich nah bei blauen oder violetten Büschen unter goldfarbenen Bäumen*. Die Küche wirkt sehr schwarz mit Balken, die fast verkohlt sind. *Das Schornsteinrohr steht wie eine Säule mitten im Zimmer*, Bänke erstrecken sich die Wände entlang, und in der Düsternis vermitteln die alten Dinge des Hausrats den Eindruck von der Höhle eines Zauberers.

Die Bewohner des alten Hofes empfingen mich sehr freundlich, und nachdem sie mir ihren kleinen Besitz gezeigt hatten, mussten sie mir auch ihre Kinder vorstellen. Der Bauer war nicht blond wie seine Landesgenossen, sondern dunkel *wie ein Zigeuner*, während die Bäuerin, eine Isländerin, ein hübsches, blondes Frauchen war mit hellen, fröhlichen Augen und einem unschuldigen Gesichtchen. Sie genossen es, auf dem schönsten Hof und in dem ältesten Haus des Landes zu wohnen, mitten in dem Nachlass der Vorfahren.

Kirkjubøur ist die einzige Ecke der Färoer, wo man sich die Vergangenheit vergegenwärtigen kann. *Allerdings ist ihre Architektur nicht derart, dass sie den Zeiten trotzen könnten.*

Allein die langsame Arbeit der Wellen bezeugt das große Alter dieser Inseln, die *wie man sagt*, die erste Etappe von Christoph Kolumbus wurden, als er auf der Suche nach Indien auf den Meeren umherirrte.



* Grundlage der Übertragung:

The Project Gutenberg EBook of Op de Farøer, by Anna Seé

Title: Op de Farøer
De Aarde en haar Volken, 1907

Author: Anna Seé

Release Date: October 14, 2006 [EBook #19545]

Language: Dutch

Produced by Jeroen Hellingman and the Online Distributed Proofreading Team
at <http://www.pgdp.net/>

Außerdem wurde eine Kopie des französischen Vorlage verwendet, die 1905 unter dem Titel "L'ARCHIPEL FEROÉ" in "Le Tour du Monde", Heft 11, Seiten 517 - 528 erschienen ist.

Um den Gesamteindruck des historischen Berichtes möglichst authentisch wiederzugeben, habe ich mich möglichst nah an die niederländischen Vorlage gehalten, Passagen die allerdings inhaltlich erheblich von dem Originaltextes abweichen, sind hier behutsam korrigiert worden und kursiv wiedergegeben.

Bei den Eigennamen habe ich eine Anpassung an die heute auf den Färöern übliche Schreibweise vorgenommen.